Die Blutspur der Touristen

Autor(en): **Schneider, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **122 (1995-1996)**

Heft 8

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-600100

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

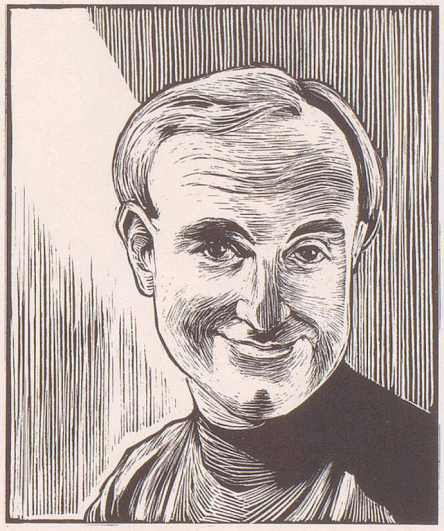
Die Blutspur der Touristen

VON PETER SCHNEIDER

Das schöne amerikanische Volkslied «Summertime», wer kennt es nicht? Es besingt in mehr als tausend Cover-Versionen die uralte Sehnsucht der Menschen in eindrücklichen, bildhaften Worten. Jene Sehnsucht, dass im Sommer die Baumwolle («the cotton») hoch und das Leben «easy» – wie es im Originaltext heisst – sein mögen. Jedes Jahr um diese Zeit ertappe ich mich dabei, dass mir eben dieses Lied unwillkürlich in den Sinn kommt, und ich frage mich: Wird das Leben je wieder leicht («easy») werden? Denn schliesslich ist nichts mehr wie früher, und das auch nicht erst seit heute.

Mit stiller Melancholie erinnert man sich der Zeiten, als Sommer nicht nur Reisezeit bedeutete, sondern Reisen zugleich Völkerverständigung: Wo immer einst aufgeschlossene Alleinreisende abseits jener von Kuoni, Hotelplan & Konsorten abgegrasten und plattgetretenen Routen einen jener pittoresken Weiler betraten, wie sie in keinem Baedeker verzeichnet waren und in dem ausser einer interaktionsfähigen Kleingruppe aus Freiburg (Breisgau) noch niemals ein Fremder den müden Fuss gesetzt hatte, da ergriff der Dorfälteste sogleich und spontan die nächstbeste Tochter im heiratsfähigen Alter, vermählte sie mit einem stattlichen Burschen aus der Nachbarschaft, und schon war das schönste Fest im Gange. Fünf Tage lang wurde gelacht, geweint und natürlich getanzt, und der rote Wein floss in Strömen, und ein knuspriger Hammel am Spiess ergänzte das gereichte frugale Mahl um die festlich-fleischliche Komponente. Und selbstverständlich war man willkommener Gast. Wenn man dann aber nach einer Woche weiterzog, wiesen die stolzen Menschen jedes Ansinnen, einen kleinen finanziellen Obulus zu entrichten, mit verständnisloser Geste aber weit von sich, obwohl (oder gerade weil?) die angebotenen fünf Franken ein kleines Vermögen für einen jeden von ihnen dargestellt hätten.

Heute hingegen bekommt man für denselben Betrag nicht einmal mehr die Erlaubnis, bei einer Dorfhochzeit zu fotografieren: Schuld hat natürlich der sogenannte Massentourismus, der für die meisten Missstände in der Welt allein schon deshalb verantwortlich ist, weil er, statt vom Respekt vor der fremden Kultur und Gastfreundschaft getragen zu sein, einzig von der fixen Idee sich nährt,dass man für alles bezahlen muss. Und so gibt es nirgendwo auf der Welt mehr etwas umsonst.



Der weitgereiste Zürcher Kolumnist pflegt sentimentale Erinnerungen an vergangene Zeiten, als Gast und Fremder noch dasselbe waren…

Die Fremde als Ort der Begegnung der Kulturen ist zerstört: Selbst in den entlegensten Gegenden verbergen sich mittlerweile alle Frauen im heiratsfähigen Alter zwischen acht und fünfundfünfzig Jahren ängstlich in den hintersten Winkeln ihrer Behausungen, sobald sie eines sandalenbefussten Reisenden nur von weitem ansichtig werden, und die letzten überlebenden Hammel kneifen zu Tode erschreckt blökend den Schwanz ein. Dem gestiegenen Dorfhochzeitshunger der Neckermänner konnte zuletzt nicht einmal mehr mit Mehrfachverheiratungen der bereits in der letzten Saison Verheirateten ausreichend gedeckt werden.

Schaudernd blicken wir heute auf diese lange Blutspur zurück, die der Massentourismus auch abseits der ausgetretenen Pfade hinterlassen hat: eine Blutspur geschlachteter Hammel und entjungferter Frauen. Die Griechen, deren Sprache bekanntlich für «Gast» und «Fremder» seit je her nur ein Wort («Barbar») kannte, beabsichtigen, dies bei der nächsten Sprachreform schleunigst zu ändern.

Die knorrigsten Exemplare urchiger Inselgriechen sind längst in der festen Hand platinblonder nordeuropäischer Modeschmuckboutiquenpächterinnen und dabei zu besichtigen, wie sie – entfremdet von Fischfang und Sirtaki – bei Heineken und Lasagne von Ibiza träumen. Und wer heute in eines der alteingesessenen Bauchtanzlokale der Istanbuler Altstadt sich verirrt, wo einstmals vollbusige türkische Schönheiten sich die Piasterscheine bündelweise in die pailletenbestickte Berufskleidung stecken liessen, trifft in denselben Lokalitäten heute auf übriggebliebene Ex-Touristinnen aus Olten, Iserlohn oder Feldkirch, die – sobald sie tanzend dillettiert haben, was die zehn Lektionen der heimischen Volkshochschule gerade eben mal hergeben – sich ungefragt zu den Landsleuten an den Tisch setzen, und ihnen erklären, Bauchtanz habe mit Erotik rein gar nichts, sondern – ganz im Gegenteil! – nur etwas mit jenem weiblichem Selbstwertgefühl zu tun, das in unserer kalten westlichen Kultur seit Jahrtausenden systematisch unterdrückt werde.

Was lehrt uns das? Es lernt uns, statt in die Ferne zu schweifen, gefälligst daheim zu bleiben und etwaig auftauchenden Hunger nach Exotik besser bei Ilona Christen, Bärbel Schäfer oder Hans Meiser zu befriedigen.